



KERSTIN HERRNKIND

Den
Drachen
jagen

Die Geschichte meines
verlorenen Bruders

EDITION
W

EDITION
—
W

KERSTIN HERRNKIND

Den Drachen jagen

Die Geschichte
meines verlorenen Bruders

E^{DITION}
—
W

Mehr über unsere AutorInnen und Bücher:
www.edition-w.de

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



ISBN 978-3-949671-01-2

© Edition W GmbH, Frankfurt/ Main 2022

Umschlaggestaltung: Michaela Spohn Design

Satz: Publikations Atelier, Dreieich

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

*»...alles ist wie ein Ozean,
alles fließt und grenzt aneinander;
rührst du an ein Ende der Welt,
so zuckt es am anderen ...«*

Fjodor Michailowitsch Dostojewski

Todesnachricht

Es war spät, gegen halb zehn, als es an der Tür klingelte. Ich lag im Bett und las. Draußen war es dunkel. Ich wunderte mich, legte das Buch zur Seite und stand auf. Durch das Fenster sah ich zwei Männer, die unten vor dem Haus standen. Einer blickte hoch. Das Licht der Fassadenlampe überstrahlte sein Gesicht. Wäre ich allein gewesen, hätte ich nicht geöffnet.

Mein Mann war schon zur Tür geeilt und hielt den Summer gedrückt.

Kurz darauf hallten Schritte durchs Haus. Die Männer, ein älterer und ein jüngerer, dunkel gekleidet, kamen die Treppe hoch. Die Jacke des Jüngeren rutschte über seine Schulter. POLIZEI las ich den silber gestickten Schriftzug auf seinem Pullover. Ein flaes Gefühl strich um meinen Magen.

»Frau Herrnkind?«, fragte der Polizist, während er die letzten Stufen nahm. Ich nickte.

»Polizei Lübeck.«

Hielt er mir seinen Ausweis hin? Oder spielt mir meine Erinnerung einen Streich?

»Wir müssen Ihnen leider sagen, dass Ihr Bruder verstorben ist. Dürfen wir reinkommen?« Ein Satz wie ein Hieb. Er sagte *verstorben*, nicht *gestorben*. Daran erinnere ich mich genau. Barfuß, im Jogginganzug, stand ich im Esszimmer und hörte die Worte des Polizisten.

Vor ein paar Stunden war Uwe tot in seiner Wohnung gefunden worden. Gestern gegen 17 Uhr hatten die Mitarbeiter

des Wohnheims ihn das letzte Mal lebend gesehen. Die Kripo Berlin ermittelte.

Wohnung. An diesem Wort blieb ich hängen. Das, was der Polizist *Wohnung* nannte, war ein Zimmer in einem Berliner Obdachlosenheim gewesen. Dort, wo Uwe während seiner Drogensucht gestrandet war.

Vor zwei Tagen hatte Uwe Geburtstag gehabt. 52 war er geworden. Am Nachmittag hatte ich versucht, ihn zu erreichen. Der Hausmeister sagte mir, dass er weggegangen sei. Ich rief kein zweites Mal an. Ein Handy hatte Uwe nicht.

Der jüngere Polizist, der das Kommando übernommen hatte, zeigte mir das Fax der Berliner Polizei. »Bitte sofort vorlegen«, stand rechts unter dem Briefkopf des Polizeipräsidenten. »Zum Ausschluss einer Fremdschuld wird von hiesiger Dienststelle eine Obduktion angeregt. Es liegen jedoch KEINE KONKRETEN HINWEISE auf Fremdverschulden vor. Ermittlungen ergaben, dass Herr S. eine Schwester, Frau Kerstin Herrnkind, hat. Diese meldet sich wohl wöchentlich telefonisch bei ihrem Bruder ... Es wird darum gebeten, Frau HERRNKIND über das Ableben ihres Bruders in Kenntnis zu setzen.«

Ich erzählte den Polizisten von Uwes Heroinsucht. Wie begabt er gewesen war, gut in Mathe. Und dass er nie etwas aus dieser Begabung gemacht hatte.

»Aber Sie müssen ja weiter«, sagte ich, erschrocken über meine Redseligkeit. »Wir haben Zeit«, antwortete der junge Beamte. Doch ich wusste, dass er log. Polizisten haben so gut wie nie Zeit.

Vor ein paar Wochen hatte ich Uwe noch besucht, er saß auf der roten, abgeschabten Couch in seinem Zimmer. Das Radio war bis zur Schmerzgrenze aufgedreht. Vielleicht stellte Uwe den Ton so laut, um die Fragen in seinem Kopf nicht hören zu müssen. Warum sein Leben so aus dem Ruder gelaufen war. Er

in dieser Bude hauste, ohne Job, ohne Freundin, den Rausch als einzigen Lebensinhalt. Aber vielleicht hatte Uwe sich solche Fragen auch gar nicht gestellt. Oder nicht mehr.

In seinem Zimmer lag überall Unrat. Leere Bierdosen, zerknüllte Verpackungen, Klamotten, Kippen quollen aus Aschenbechern, schmutziges Geschirr stand auf der Anrichte. Durch das Fenster, es stand offen, zog kalte Luft.

Ich schlug vor, essen zu gehen, weil mich das Zimmer traurig machte. Uwe nickte, holte einen langen dunkelblauen Wollmantel aus dem Kleiderschrank. Es war ein klassischer Herrenmantel, den Männer tragen, wenn sie ins Büro gehen. Doch seine Eleganz war dahin, die Ellenbogen blank, Pilling unter den Armen. Vielleicht hatte Uwe sich diesen Mantel aus der Kleiderkammer geholt, weil er sich von ihm ein bisschen Würde erhoffte.

Meine Mutter und ich schickten ihm im Winter Hoodies mit Teddyfell gegen die Kälte, T-Shirts, wenn es wärmer wurde, Schuhe. Ich fragte nie, wo die Sachen geblieben waren. Uwe vertickte alles, um an Bargeld zu kommen, das er für Drogen und Alkohol brauchte.

Die Tür seines Kleiderschranks, ein rot lackiertes Modell, war aus den Angeln gerissen, lehnte am Korpus. Das Wenige, das Uwe besaß, hatte er vom Sperrmüll und aus der Kleiderkammer.

Nachdem er den Mantel aus dem Schrank genommen hatte, stellte er die Tür zurück an den Rahmen. Wie ein verzweifelter Versuch, vor mir einen Rest Ordnung zu simulieren.

Uwe blickte an sich hinab, auf die orthopädischen Schuhe an seinen Füßen. Sein linkes Bein war drei Zentimeter kürzer als das rechte. Zuggedröhnt war er vor einiger Zeit gestürzt und mit dem Kopf aufgeschlagen. Bewusstlos hatte er in seinem Zimmer auf dem linken Bein gelegen, sich Muskeln, Nerven

und Adern abgeklemmt. Er war operiert worden, seitdem humpelte er.

Für seine Sucht hatte Uwe einen hohen Preis gezahlt. Er war chronisch lungenkrank, wahrscheinlich, weil er, nachdem er zu spritzen aufgehört hatte, Heroin auf Alufolie rauchte – den Drachen jagen, wie es in der Szene heißt. Es gilt als *gesünder*. Beim Rauchen merken Drachenjäger die drohende Überdosis schneller. Keine Infektionsgefahr durch Spritzen. Uwe hatte sich an einer verdreckten Spritze mit Hepatitis C infiziert. Epileptische Anfälle, die erst mit den Drogen gekommen waren, suchten ihn heim.

»Guck mal, wie das aussieht«, sagte Uwe. Er versuchte die orthopädischen Schuhe unter dem Schlag seiner Hose zu verstecken. Ich fand die Boots nicht schlecht. Sie waren aus grauem Wildleder, hatten einen silbrigen Schimmer, der sie fast wie coole Sneaker von einem Edeldesigner aussehen ließ. Doch Uwe klang, als sei jeder Schritt eine Demütigung.

Er war immer eitel gewesen, hatte enge Levis, Muscleshirts und Cowboystiefel getragen, sein dunkles Haar mit Gel nach hinten gestrichen. Unterwegs kontrollierte er in Schaufensterscheiben, ob seine Frisur noch saß.

Nun war sein Haar ungekämmt, als wäre er gerade aufgestanden. Seine Haut spannte sich über die Wangenknochen, zeichnete sich scharf über dem Kiefer ab. Seine Schultern hingen. Er war mager. Seine braunen Augen blickten traurig.

»Ach, Hauptsache, du kannst laufen«, versuchte ich ihn zu trösten. Wir gingen nach draußen über den Hinterhof. In der Dunkelheit standen zwei Männer. Als wir an ihnen vorbeigingen, schob sich der Größere vor den Kleineren. Ich hielt das für Zufall. Ein Irrtum, wie sich später herausstellen sollte.

Wir gingen um die Ecke, in ein indisches Restaurant. Als wir reinkamen, guckten die beiden Kellner sich an. Einen Moment

lang fürchtete ich, sie würden uns die Tür weisen. Aber nachdem wir uns gesetzt hatten, brachte einer die Speisekarte und bediente uns höflich.

Uwe wirkte nüchtern, erzählte, dass er auf fünf Bier am Tag runter sei. Und dass er seine Zähne machen lassen wolle. Schon als Kind hatte er höllische Angst vorm Zahnarzt gehabt. Die harten Drogen hatten seinem Gebiss den Rest gegeben.

Im Nachhinein kommt es mir seltsam vor, dass wir an jenem Abend, der, ohne dass wir es ahnten, unser letzter sein sollte, über die Vergangenheit sprachen.

»Ob der Alte noch lebt?«, fragte Uwe. Er meinte unseren Vater. Wir hatten ihn Jahrzehnte nicht gesehen.

»Ich denke schon«, antwortete ich.

Wir sprachen so gut wie nie über unseren Vater und wenn, warfen wir uns Stichworte zu. »Weißt du noch? Die Sache mit dem Vogel ... « Nicken. »Benidorm ... ?« Nicken. »Strolchi ... «
»Oh ja ... «

Vater hatte Strolchi umgebracht. Vor über 30 Jahren. Der Hund war ein Kollateralschaden der Scheidung unserer Eltern gewesen.

Unsere Mutter war damals ausgezogen. Uwe wollte bei seinem Vater bleiben. Ich war schon eine Weile weg. Mein Vater hatte mich rausgeschmissen, kaum dass ich aus den USA zurückgekehrt war, wo ich ein Jahr gelebt hatte. Das Haus, in dem Uwe und ich Kindheit und Jugend verbracht hatten, stand zum Verkauf.

Uwe, gerade 17 und noch in der Ausbildung zum Kfz-Mechaniker, war allein mit Strolchi geblieben.

Wir hatten ihn als Welpen bekommen. Zehn Wochen alt. Ewig hatten Uwe und ich gebettelt, weil wir einen Hund wollten. Unsere Eltern waren nicht abgeneigt gewesen, zögerten aber. Auf dem Campingplatz, wo wir die Wochenenden ver-

brachten, ging meine Mutter mit Uwe einkaufen. Unterwegs begegnete ihnen ein Mann, der einen kleinen braun-weißen Mischling an der Leine führte. Meine Mutter streichelte den Hund. »So einen hätte ich auch gerne«, sagte sie. »Sie können ihn gleich mitnehmen«, antwortete der Mann zur Verblüffung meiner Mutter und erzählte, dass das Ehepaar, dem der Hund gehöre, keine Zeit für ihn habe. Und er den ganzen Tag alleine in der Wohnung sei und überall hinmache. Er sollte ein neues Zuhause für Strolchi suchen. Das hatte er nun gefunden.

Ich weiß noch, wie Uwe angerannt kam. »Wir haben einen Hund«, lachte er. Ich dachte, mein kleiner Bruder würde mich verschaukeln. Doch hinter ihm kam meine Mutter mit einem Hundebaby auf dem Arm. Uwe war damals fünf, ich acht Jahre alt.

Strolchi war eine Mischung aus Rauhaardackel und Terrier. Er war klein, hatte krumme kurze Dackelbeine und das Jagdfever eines Terriers.

Einmal, als wir mit ihm spazieren gingen, riss er sich los, jagte Hühnern hinterher, die auf dem Hof eines Nachbarn friedlich ihre Körner pickten. Gackernd stoben sie auseinander. Federn rieselten zu Boden. Strolchi bellte, hechtete über den Zaun hinterher. In diesem Moment öffnete sich die Scheunentür und der Bauer kam raus, ein Gewehr über der Schulter. Meine Mutter wurde blass, doch der Bauer war belustigt: »Der hat ja ein tolles Jagdfever. Kann ich Ihnen den Hund abkaufen?« Meine Mutter schüttelte den Kopf, fing Strolchi ein, legte ihn an die Leine, verabschiedete sich höflich. Der Bauer winkte. »Wenn Sie es sich überlegen sollten, lassen Sie es mich wissen.«

Strolchi liebte Autofahren und sprang ins Schlauchboot, wenn Uwe und ich über den See in Stedebergen schipperten, wo unser Wohnwagen auf einer Landzunge am Wasser stand. Wenn fremde Leute unseren Hund abschätzig »Mischling«

nannten, behauptete mein Vater, Strolchi sei ein »englischer Rauhaardackel«. Mein Vater konnte witzig sein und liebevoll. Auf dem Campingplatz hatte er uns eine Art Nichtschwimmerbecken gebaut, damit wir in dem See, der an einigen Stellen fast zehn Meter tief war, nicht ertranken. Bei einem Sägewerk hatte er lange Holzbalken und kurze Pfähle bestellt, die auf einem Anhänger geliefert wurden. Uwe ging ins Wasser, zeigte Vater, bis wohin er stehen konnte. Einen halben Meter vor dieser Stelle rammte mein Vater angespitzte Holzpfähle mit einem riesigen Hammer in den Grund. Dann drehte er links und rechts Eisenhaken ins Holz, an denen er die Balken mit Ketten befestigte. Fertig war unser privates Nichtschwimmerbecken.

Geduldig brachte mein Vater uns das Schwimmen bei, zeigte uns, wie wir die Beine anwinkeln und mit den Händen das Wasser wegschaufeln mussten. Noch bevor wir eingeschult wurden, konnten Uwe und ich schwimmen.

Aber er hatte auch diese andere, unberechenbare Seite. Von einer Sekunde auf die nächste brach sein Jähzorn los wie ein Orkan. Einmal warf er beim Mittagessen seinen Teller mit Spargel und Schinken auf den Küchenboden, weil meine Mutter vergessen hatte, Butter einzukaufen, und den Spargel mit zerlassener Margarine servierte. Splitter flogen, Fett spritzte bis an die Decke. Wutentbrannt stürmte mein Vater aus der Küche. Mutter holte Handfeger und Schaufel. Uwe und ich wischten das Fett von den Fliesen. Es war still im Haus, nur ab und zu war das Schluchzen meiner Mutter zu hören. Uwe lief ins Badezimmer, holte ihr ein Taschentuch. Während mein Vater im Wohnzimmer saß und den Fernseher aufgedreht hatte. Wir räumten den Tisch ab; der Spargel war kalt geworden. Appetit hatten wir keinen mehr. Die Fettflecken an der Decke waren noch lange zu sehen, wie eine Mahnung vor dem Jähzorn meines Vaters.